

Die Obsession des Sehens

Gundi Feyrers Liebesgeschichte als Wahrnehmungs-Roman

Von Michael Braun

So könnte eine dieser verwechselbaren Liebesgeschichten beginnen, die uns mit dem Kitsch von der unerhörten Leichtigkeit des Seins bedrohen: An einem strahlenden Apriltag des Jahres 1992 trifft eine Schriftstellerin, aus Italien kommend, auf dem Gare de L'Est in Paris ein — und fährt mitten hinein in eine verhängnisvolle Affäre mit den einschlägigen Affekten und Leidenschaften. Zum Liebhaber erwählt sie sich ein eher unappetitliches Subjekt („widerlicher Typ, fette Haare, ... schwächlich, tuberkulös“), mit dem sie, ganz postmoderne Künstler-Bohème, ins Nachtleben der Metropole eintaucht, um sich dort die Zeit mit alkoholgestützten Ekstasen zu vertreiben.

Paris kommt in dieser Geschichte nur als Agglomerat diverser Eßlokale und Nachtbars vor. Auf ihren ausgedehnten Streifzügen durch diese Etablissements verbünden sich die Schriftstellerin und ihr immer unverschämter agierender Begleiter zu einer alkoholgeschwängerten Haßliebe, in deren Verlauf die üblichen Rituale der Beleidigung, Demütigung und Gewalt durchgespielt werden. Der zunehmend enthemmte Liebhaber prahlt mit seinen Vernichtungsphantasien und profitiert sich als veritabler Kotzbrocken, der die künstlerische Identität seiner Partnerin zerstören will. Aus dem Nachtleben von Paris taucht am Ende eine von Depressionen gequälte Künstlerin auf, die von ihrem Beleidiger nicht lassen kann und sich in Liebeselend verzehrt.

Als konventionelle Fabel erzählt und mit expressionistisch dampfender Metaphorik angereichert, landete man mit einer solchen Liebesgeschichte irgendwo zwischen Ludwig Fels und Ulla Hahn. Gundi Feyrer, die 1956 geborene und in Paris lebende Performance-Künstlerin und Schriftstellerin, hat diese Liebesgeschichte — zum Glück — nicht geschrieben. Ihre Aufmerksamkeit gilt nicht den Affekten und handgreiflichen Leidenschaften der in sich verbissenen Liebessnarren, sondern der nervösen Wahrnehmung der Heldin, ihren seltsam halluzinativen Blicken und Phantasmagorien, mit denen sie sich in die ihr fremd erscheinende Welt hineintastet. Gundi Feyrers Text verläßt die Wege des handelstüblichen, mit identifikationsstiftenden Stimmungen und Gefühlen aufgeladenen Liebesromans, um allein der poetischen Bigenlogik einer surrealen Wahrnehmungsweise zu folgen.

Ein Großteil des Buches besteht aus diesen dissoziierenden Blicken und Beobachtungen, unter denen die vertraute

Ordnung der Alltagswelt zersplittert. „Ich werde laufend am Sehen gehalten“, notiert die Erzählerin, und: „Es strengt mich an, dieses Immer-sehen-Müssen.“ Wie um sich von dieser Obsession des Sehens zu entlasten, überläßt die Erzählerin ihren Beobachterposten zuweilen einem imaginären Kameramann. So wird das sich anbahnende Liebesdrama zwischen der Schriftstellerin und ihrem groben Traummann von einem imaginären Kamera-Auge registriert: „Er hat den Kopf etwas gesenkt, während ich spreche, in der Mitte meines Satzes hebt er den Kopf wie eine Maus, schiebt mit dem linken Arm die Teller, den Brotkorb, Flaschen und Gläser mit einem Ruck zur Seite, so daß sie vom Tisch fallen und sagt: küß mich. Kamera geht tiefer, parallel zum Absacken seines Kopfes, der sich mit dem Gesicht mir entgegenschiebt. Ich werde durch das Gewicht meines Rückens gedrängt, mich in dieses Gesicht hineinzubegeben, beherrscht von einem harten Tor, welches seine zwei Augen bilden. Ich schiebe mich mit seiner Zunge durch dieses harte Tor hindurch, ich schiebe mich zwischen diese zwei Augen.“

Dieses detailgenaue, pointillistische Registrieren nach Art des „nouveau roman“ wird von Gundi Feyrer aber nicht durchgehalten. Immer wieder blendet sie sanft-surreale Bilder ein, die das zuvor präzise Registrierte wieder verwischen und das vermeintlich Evidente zu einem Objekt der Fremdheit machen.

Auch die irritierende Titel des Romans verdankt sich solcher Vorliebe für surreale Poetisierungen. „Der Himmel“, heißt es im Prolog, „ist eine Flasche, in die wir ihn füllen. / Dann gießen wir ihn aus, mit unseren Händen, / und runden ihn zu einer Pfütze, in die wir mit unseren Füßen hineintreten.“ Einen Liebesroman als eine „Sammlung aufeinandergeschichteter Blicke“ zu schreiben, ist auch ein Versuch, sich gegen den Einbruch von Sentimentalität literarisch zu immunisieren. Das ist Gundi Feyrer nicht ganz gelungen. Stilistische Unsicherheiten stellen sich immer dann ein, wenn die Autorin ihre Erzählkrupel vergißt und die präzise Beschreibungs- in ungelente Tagebuchprosa übergeht. Wo der Roman aber den Platzkämpfen der beiden Liebespaare den Rücken kehrt und in flirrenden Bildern eine neue Wahrnehmung erprobt, da werden die Möglichkeiten einer Literatur deutlich, die die Welt und die Dinge erst fremd macht, um ihre Wirklichkeit wiederzugewinnen.

Gundi Feyrer: *Der Himmel ist eine Flasche.* Ritter Verlag, Klagenfurt 1994, 244 Seiten, 39 DM.

FR 25.8.94